

MARC LEVY  
*Am ersten Tag*

### *Buch*

Wo erwacht der Morgen? Wo endet die Nacht? Seit seiner Kindheit beschäftigt Adrian die Frage nach der Entstehung des Universums. Nun arbeitet er als Astrophysiker und sucht nach dem ersten Stern. Bei einer Vergabe von Forschungstipendien trifft er die Archäologin Keira. Monatelang hat sie bei Ausgrabungen in Äthiopien nach den Überresten des ersten Menschen gesucht, bis ein Sandsturm alles zerstört und sie gezwungen hat, nach Europa zurückzukehren. Ihre einzige Erinnerung aus Afrika ist ein rätselhafter Stein. Laut einer alten Legende könnte Keiras Schicksal eng mit diesem Stein verknüpft sein ... Zwei Menschen auf der Suche. Zwei Schicksale, die sich kreuzen. Ein Geheimnis, das alles verändern wird. Marc Levy nimmt uns mit auf eine abenteuerliche Reise zu den ältesten Geheimnissen der Welt und zur wahren Liebe.

### *Autorin*

Marc Levy wurde 1961 in Frankreich geboren. Nach seinem Studium der Informatik und Betriebswirtschaft an der Universität in Paris lebte er in San Francisco. Mit siebenunddreißig Jahren schrieb er für seinen Sohn seinen ersten Roman, *Solange du da bist*, der von Steven Spielberg verfilmt und auf Anhieb ein Welterfolg wurde. Seitdem wird Marc Levy in zweiundvierzig Sprachen übersetzt. Mit 20 000 000 verkauften Büchern ist er der erfolgreichste französische Autor weltweit. Marc Levy lebt mit seiner Familie in New York.

*Von Marc Levy bei Blanvalet lieferbar:*

Solange du da bist (37733)

Die erste Nacht (37659)

MARC LEVY

# Am ersten Tag

Roman

Aus dem Französischen  
von Eliane Hagedorn und Bettina Runge

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
»Le premier jour« bei Editions Robert Laffont, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Marc Levy /  
Susanna Lea Associates, Paris

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010  
by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Archiv bürosüd°, München

ED · Herstellung:

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37658-2

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

»Wir sind alle Sternenstaub.«

André BRAHIC



Für Pauline und für Louis



## Prolog

*»Wo beginnt die Morgendämmerung?«*

Ich war gerade mal zehn Jahre alt, als ich meine krankhafte Schüchternheit überwand, um diese Frage zu stellen. Der Naturkundelehrer drehte sich resigniert um, zuckte nur mit den Schultern und schrieb weiter die Hausaufgaben an die Tafel, so als existiere ich gar nicht. Ich senkte den Kopf, starrte auf meine Schulbank und tat so, als würde ich die grausamen und spöttischen Blicke meiner Klassenkameraden nicht bemerken, die, was diese Frage betraf, auch nicht mehr wussten als ich. Wo beginnt die Morgendämmerung? Wo endet der Tag? Warum erleuchten Millionen von Sternen das Himmelszelt, ohne dass wir die Welten, denen sie angehören, sehen können? Wie hat alles angefangen?

In meiner Kindheit stand ich, wenn meine Eltern schliefen, nachts heimlich auf und schlich auf Zehenspitzen ans Fenster, drückte die Nase an die Scheibe und betrachtete den Himmel.

Ich heiße Adrianos, doch seit Langem schon nennt man mich Adrian, außer in dem Dorf, in dem meine Mutter geboren wurde. Ich bin Astrophysiker, Spezialist für extrasolare Galaxien. Mein Büro liegt am Gower Court, innerhalb der Mauern der London University, Abteilung Astronomie; doch ich halte mich dort nur selten auf. Die Erde ist rund, der Raum ist gekrümmt, und will man die Geheimnisse des Universums ergründen, so muss man reisen, ständig auf dem Planeten un-

terwegs sein auf der Suche nach den einsamsten Gefilden, den besten Beobachtungspunkten, der vollständigsten Dunkelheit, fern von den großen Städten. Ich glaube, das, was mich seit so vielen Jahren gedrängt hat, nicht wie die anderen zu leben – mit Haus, Frau und Kindern –, war die Hoffnung, eines Tages die Antwort auf die Frage zu finden, die immer schon meine Träume beschäftigt hat: Wo beginnt die Morgendämmerung?

Wenn ich heute anfangen, dieses Tagebuch zu schreiben, dann mit einer anderen Hoffnung: dass jemand eines Tages diese Seiten und den Mut findet, die Geschichte zu erzählen.

Die tiefste Demut eines Wissenschaftlers besteht darin zu akzeptieren, dass nichts unmöglich ist. Heute weiß ich, wie weit ich damals von solcher Bescheidenheit entfernt war, bis zu jenem Abend, an dem ich Keira begegnete.

Was ich in diesen letzten Monaten erlebt habe, lässt meine Kenntnisse lächerlich klein erscheinen und hat alles, was ich über die Entstehung der Welt zu wissen glaubte, auf den Kopf gestellt.

# ERSTES HEFT



Die Sonne erhob sich über dem östlichen Horn Afrikas. Die archäologische Ausgrabungsstätte im Tal des Omo-Flusses hätte schon in den ersten orangefarbenen Schimmer der aufgehenden Sonne getaucht sein müssen, doch dieser Morgen glich keinem anderen. Keira hockte auf einer kleinen Mauer aus getrockneten Lehmsteinen, die Hände zum Wärmen um ihren Kaffeebecher gelegt, und suchte mit den Augen den noch dunklen Horizont ab. Ein paar Regentropfen prallten von dem ausgedörrten Boden ab und wirbelten hier und dort Staubpartikel auf. Ein Junge kam auf sie zugelaufen.

»Bist du schon auf?«, fragte Keira und strich ihm durchs Haar.

Harry nickte.

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst in der Ausgrabungsstätte nicht rennen. Wenn du stolperst, könntest du mehrere Wochen Arbeit zerstören. Und was du dabei zerbrechen würdest, wäre unersetzlich. Siehst du diese Wege, die durch Schnüre abgegrenzt sind? Stell dir also vor, es wäre ein Porzellanladen unter freiem Himmel. Ich weiß, es ist nicht der ideale Spielplatz für einen Jungen deines Alters, aber ich kann dir nichts Besseres bieten.«

»Es ist nicht mein Spielplatz, sondern deiner! Und außerdem hat dein Laden eher etwas von einem alten Friedhof.«

Harry deutete mit dem Finger auf die sich nähernde Wolkenfront.

»Was ist das?«, fragte der Junge.

»Ich habe noch nie so einen Himmel gesehen, doch er verheißt nichts Gutes.«

»Es wäre toll, wenn es regnen würde!«

»Es wäre eine Katastrophe, willst du sagen. Hol schnell den Teamchef. Ich möchte das Terrain sichern.«

Der Junge sprintete los und blieb dann unvermittelt stehen.

»Diesmal hast du allen Grund zu rennen. Lauf!«, befahl sie und klatschte in die Hände.

In der Ferne wurde der Himmel immer dunkler. Eine Böe riss ein Stück von der Plane weg, die einen *Cairn* schützte.

»Das hat gerade noch gefehlt«, murmelte Keira und erhob sich von ihrer Mauer.

Sie nahm den Pfad, der zum Lager führte, und traf unterwegs den Teamchef, der ihr entgegenkam.

»Falls es regnet, müssen wir möglichst viele Parzellen abdecken. Sichern Sie die Planquadrate, mobilisieren Sie unsere Männer und holen Sie, wenn nötig, Hilfe aus dem Dorf.«

»Es ist kein Regen«, erwiderte der Teamchef resigniert, »und wir können nichts tun. Die Dorfbewohner flüchten schon.«

Ein gewaltiger Sandsturm, vorangetrieben vom Shamal, kam auf sie zu. Unter normalen Umständen weht dieser mächtige Wind, der die Wüste von Saudi-Arabien durchquert, in Richtung Golf von Oman, weiter im Osten, doch es waren keine normalen Zeiten, und der zerstörerische Orkan war nach Westen abgedreht. Als er Keiras verängstigte Miene sah, fuhr der Teamchef mit seinen Erklärungen fort:

»Ich habe soeben die Warnung über Funk gehört. Der Sturm ist bereits über Eritrea hinweggefegt, hat die Grenze überschritten und steuert direkt auf uns zu. Nichts kann ihn aufhalten. Uns bleibt nichts anderes, als auf die Hügel zu fliehen und weiter oben Schutz in den Höhlen zu suchen.«

Keira protestierte, man konnte doch die Ausgrabungsstätte nicht einfach so zurücklassen.

»*Mademoiselle* Keira, diese Knochen, die uns so am Her-

zen liegen, sind hier seit Jahrtausenden verscharrt. Wir graben erneut, das verspreche ich Ihnen, doch dafür müssen wir am Leben sein. Beeilen Sie sich, uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

»Wo ist Harry?«

»Keine Ahnung«, erwiderte der Teamchef und blickte sich um. »Ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen.«

»Hat er Ihnen nicht Bescheid gegeben?«

»Nein, ich sagte Ihnen doch schon, ich habe die Nachricht über Funk gehört, die Anordnung zur Evakuierung erteilt und bin auf direktem Weg hergekommen, um Sie zu holen.«

Inzwischen war der Horizont schwarz. Wie eine riesige Welle zwischen Himmel und Erde wälzte sich die nur noch wenige Kilometer entfernte Staubwolke auf sie zu. Keira ließ ihren Kaffeebecher fallen und rannte los. Sie verließ den Pfad und lief den Hang hinab zum Fluss. Es war fast unmöglich, die Augen offen zu halten. Der vom Wind aufgewirbelte Staub peitschte ihr ins Gesicht, und jedes Mal, wenn sie Harrys Namen schrie, schluckte sie Sand und glaubte zu ersticken. Doch davon ließ sie sich nicht aufhalten. Hinter dem immer dichteren grauen Schleier vermochte sie, das Zelt auszumachen, in dem der Junge sie jeden Morgen weckte, um mit ihr den Sonnenaufgang hoch oben auf dem Hügel zu bewundern.

Sie riss den Stoff beiseite; ihre Jurte war leer. Das ganze Lager wirkte jetzt wie eine Geisterstadt, weit und breit keine Menschenseele. In der Ferne erkannte man noch vage die Dorfbewohner, die den Hang erklommen, um zu den Grotten weiter oben zu gelangen. Keira inspizierte die Nachbarzelte und schrie dabei unentwegt den Namen des Jungen, erhielt als Antwort aber nichts als das Grollen des Sturms. Der Teamchef, der ihr gefolgt war, packte sie beim Arm und zog sie fast gewaltsam mit sich. Keira blickte den Hang hinauf.

»Zu spät!«, schrie er durch das Tuch hindurch, das sein Ge-

sicht bedeckte. Er nahm Keira bei der Schulter und schob sie zum Flussufer.

»Rennen Sie, Herrgott noch mal! Rennen Sie!«

»Harry!«

»Er hat sicher irgendwo einen Unterschlupf gefunden. Seien Sie still und halten Sie sich an mir fest.«

Die Welle von Staub und Sand verfolgte sie, kam immer näher. Stromabwärts schlängelte sich der Fluss zwischen zwei Felswänden hindurch. Der Teamchef entdeckte eine Öffnung darin und zog Keira eilig hinein.

»Hier!«, sagte er und stieß sie bis ans Ende.

Das war knapp gewesen. Die rollende Woge, die Erde, Steine und ausgerissene Pflanzen mit sich trug, wälzte sich an ihrer Notunterkunft vorbei. Keira und ihr Teamchef kauerten am Boden. Die Grotte war jetzt in völliges Dunkel getaucht. Das Tosen des Sturms war ohrenbetäubend. Die Wände begannen zu zittern, und beide fragten sich, ob alles zusammenbrechen und sie für immer unter den Trümmern begraben würde.

»Vielleicht findet man unsere Gerippe in zehn Millionen Jahren – mein Ellbogen an Ihrem Schulterblatt, mein Schlüsselbein an Ihrem Schenkel. Die Paläontologen werden erklären, wir wären ein Bauernpaar gewesen oder Sie ein Flussfischer und ich seine Frau, die hier beerdigt wurden. Die Tatsache, dass in unserem Grab jede Spur von Opfergaben fehlt, wird zur Folge haben, dass man uns als bedeutungslos einstuft und in die Kategorie ›Skelette von Schmocks‹ verweist. Und so werden wir den Rest der Ewigkeit in einer Pappschachtel in den Regalen irgendeines Museums verbringen!«

»Das ist wirklich nicht der rechte Moment, um Witze zu reißen, zumal sie nicht mal witzig sind«, knurrte der Teamchef. »Und überhaupt, was sind ›Schmocks?‹«

»Das sind Leute wie ich, die schufteten, ohne die Stunden zu

zählen, um etwas auf die Beine zu stellen, das am Ende niemanden interessiert, und die schließlich hilflos mit ansehen müssen, wie ihr Werk innerhalb weniger Sekunden zerstört wird.«

»Na ja, besser zwei lebende als zwei tote Schmocks.«

»So kann man es auch sehen!«

Das Tosen dauerte noch endlose Minuten an. Und obwohl sich von Zeit zu Zeit Erdschollen lösten, schien ihr Schutzbunker standzuhalten. Das Tageslicht drang erneut in die Höhle, der Sturm entfernte sich. Der Teamchef erhob sich und streckte Keira die Hand entgegen, um ihr aufzuhelfen, doch sie ergriff sie nicht.

»Würden Sie beim Hinausgehen die Tür schließen«, sagte sie. »Ich bleibe hier, ich bin nicht sicher, dass ich sehen will, was uns draußen erwartet.«

Der Teamchef blickte missmutig drein.

»Harry!«, rief Keira unvermittelt und stürzte hinaus.

Draußen war nichts als Verwüstung. Die Büsche, die das Flussufer säumten, waren geradezu geköpft worden; die Böschung, sonst ockergelb, hatte die braune Farbe der Erde, die sie jetzt bedeckte, angenommen. Der Strom trug Unmengen von Schlamm kilometerweit ins Delta. Kein einziges Zelt im ganzen Lager stand noch an seinem Platz. Auch das Dorf hatte den Angriffen des Sturms nicht standhalten können. Die über Meter vom Wind durch die Luft getriebenen Hütten waren schließlich an Felsen oder Baumstämmen zerschellt. Hoch oben auf dem Hügel verließen die Dorfbewohner ihren Unterschlupf, um in Augenschein zu nehmen, was aus ihrem Vieh und ihren Äckern geworden war. Eine Frau weinte und presste ihre Kinder an sich. Etwas weiter entfernt sammelten sich die Mitglieder eines anderen Stammes. Keine Spur von Harry. Keira sah sich suchend um – drei Leichen lagen am Ufer. Ihr wurde fast übel.

»Er wird sich in einer der Grotten versteckt haben, keine Sorge, wir finden ihn schon«, sagte der Teamchef und zwang sie, den Blick abzuwenden.

Keira klammerte sich an seinen Arm, und sie erklimmen gemeinsam den Hang. Auf dem Plateau, wo sich die Ausgrabungsstätte befand, waren die Planquadrate völlig verschwunden, der Boden war mit Trümmern übersät, der Sturm hatte alles zerstört. Keira bückte sich, um einen Höhenmesser aufzuheben. Automatisch wischte sie den Staub ab, doch die Gläser des Gerätes waren unwiederbringlich beschädigt. Etwas weiter entfernt lag das Stativ eines *Theodoliten*, der Dreifuß himmelwärts gerichtet. Plötzlich tauchte mitten in dieser Verwüstung das verstörte Gesicht von Harry auf.

Keira lief ihm entgegen und nahm ihn in die Arme. Das war alles andere als gewöhnlich. Auch wenn sie ihre Zuneigung denen gegenüber, die ihr Herz erobert hatten, in Worten auszudrücken wusste, gab sie sich sonst nie der geringsten Geste der Zärtlichkeit hin. Diesmal jedoch drückte sie ihn so fest, dass er fast versucht war, sich aus der Umarmung zu befreien.

»Mein Gott, hast du mir Angst gemacht«, sagte sie und wischte ihm den Schmutz aus dem Gesicht.

»*Ich* habe dir Angst gemacht? Nach allem, was passiert ist, soll *ich* dir Angst gemacht haben?«, wiederholte Harry fassungslos.

Keira antwortete nicht. Sie hob den Kopf und betrachtete, was von ihrer Arbeit geblieben war: nichts. Selbst die kleine Mauer aus getrockneten Lehmsteinen, auf der sie heute Morgen noch gesessen hatte, war zusammengebrochen, weggefegt vom Shamal. Innerhalb weniger Minuten hatte sie alles verloren.

»O weh, deinen Laden hat es ganz schön erwischt«, sagte Harry.

»... meinen Porzellanladen«, murmelte Keira.

Harry schob seine Hand in die von Keira. Er war darauf gefasst, dass sie ihre zurückziehen würde; dass sie einen Schritt zur Seite weichen und vorgeben würde, etwas Wichtiges entdeckt zu haben, so wichtig, dass sie sofort überprüfen müsste, worum es sich handelte. Und dann, etwas später, würde sie ihm durchs Haar streichen, um sich für den Mangel an Zärtlichkeit zu entschuldigen. Diesmal aber hielt Keira die ihr arglos gereichte Hand fest, und ihre Finger umschlossen sie.

»Alles ruiniert«, sagte sie mit tonloser Stimme.

»Du kannst neu graben, oder?«

»Das ist nicht mehr möglich.«

»Du musst nur tiefer gehen«, protestierte der Junge.

»Selbst tiefer wäre alles unbrauchbar.«

»Was wird dann geschehen?«

Keira ließ sich im Schneidersitz auf dem verwüsteten Boden nieder. Harry folgte ihrem Beispiel und respektierte ihr Schweigen.

»Du wirst mich verlassen, wirst gehen, stimmt's?«, fragte er schließlich.

»Ich habe keine Arbeit mehr.«

»Du könntest helfen, das Dorf wieder aufzubauen. Alles ist zertrümmert. Die Leute hier haben euch auch geholfen.«

»Ja, das können wir für ein paar Tage, im Höchstfall ein paar Wochen tun. Dann aber, du hast recht, müssen wir gehen.«

»Warum denn? Du bist hier doch glücklich, oder?«

»Mehr als je zuvor.«

»Dann musst du bleiben!«, beharrte Harry.

Der Teamchef gesellte sich zu ihnen, und Keira bedeutete dem Jungen, dass er sie jetzt allein lassen sollte. Harry entfernte sich einige Schritte.

»Geh nicht zum Fluss!«, rief sie.

»Das kann dir jetzt doch egal sein, wo du weißt, dass du gehen wirst!«

»Harry!«, rief Keira flehend.

Doch der Junge lief schon in die Richtung, die sie ihm verboten hatte.

»Sie geben die Ausgrabung auf?«, fragte der Teamchef überrascht.

»Ich fürchte, wir haben bald keine andere Wahl mehr.«

»Warum sich so entmutigen lassen? Man muss sich nur wieder an die Arbeit machen. An gutem Willen fehlt es hier schließlich nicht!«

»Leider ist es nicht nur eine Frage des guten Willens, sondern auch der Mittel. Wir haben fast kein Geld mehr, um unsere Leute zu bezahlen. Meine einzige Hoffnung war, rasch etwas zu finden, um weitere Zuschüsse zu bekommen. Ich fürchte, wir sind bald arbeitslos.«

»Und der Kleine? Was soll aus ihm werden?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Keira niedergeschlagen.

»Sie sind seine einzige Bezugsperson, seitdem seine Mutter gestorben ist. Warum nehmen Sie ihn nicht mit?«

»Dazu fehlt mir jede Berechtigung. Er würde an der Grenze festgehalten, für Wochen in ein Lager gesteckt, um dann hierher zurückgeschickt zu werden.«

»Und ausgerechnet in Ihrem Land hält man uns für unzivilisiert!«

»Könnten Sie sich nicht um ihn kümmern?«

»Ich habe so schon Mühe, meine Familie durchzubringen, und meine Frau wird nicht bereit sein, ein weiteres Maul zu stopfen. Außerdem ist Harry ein Mursi, er gehört den Völkern des Omo an, und wir sind Ambara, das würde alles noch schwieriger machen. Sie, Keira, haben seinen Vornamen geändert und ihn in den letzten drei Jahren Ihre Sprache gelehrt.

Sie haben ihn sozusagen adoptiert. Sie sind für ihn verantwortlich. Er darf nicht ein zweites Mal verlassen werden; das würde er nicht verkraften.«

»Wie hätte ich ihn denn nennen sollen? Ich musste ihm doch einen Vornamen geben. Er sprach kein Wort, als ich ihn aufgenommen habe!«

»Statt uns jetzt zu streiten, sollten wir lieber nach ihm suchen. Bei dem Gesicht, das er eben gemacht hat, wird er so schnell nicht wieder auftauchen.«

Keiras Kollegen versammelten sich um die Ausgrabungsstätte. Die Stimmung war bedrückend. Jedem wurde das Ausmaß der Zerstörung klar. Alle wandten sich Keira zu und warteten auf Instruktionen.

»Schaut mich nicht so an, ich bin nicht eure Mutter!«, rief die Archäologin aufgebracht.

»Wir haben all unsere Sachen verloren«, protestierte ein Mitglied des Teams.

»Es gibt Tote im Dorf, ich habe drei Leichen im Fluss gesehen«, erwiderte Keira. »Da interessiert mich dein Schlafsack wirklich nicht.«

»Wir müssen so schnell wie möglich ihre sterblichen Überreste begraben«, meinte ein anderer. »Wir können zusätzlich zu unseren Problemen nicht noch eine Choleraepidemie gebrauchen.«

»Freiwillige?«, fragte Keira zweifelnd.

Niemand hob die Hand.

»Dann lasst uns alle gehen«, befahl sie.

»Wir sollten warten, bis ihre Familien sie holen. Wir müssen ihre Traditionen respektieren.«

»Der Shamal hat auch nichts respektiert. Lasst uns handeln, bevor das Flusswasser verseucht ist«, beharrte Keira.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Die traurige Aufgabe nahm den Rest des Tages in Anspruch. Die Leichen wurden aus dem Schlamm gezogen, Gräber in gebührendem Abstand zum Ufer ausgehoben und am Ende mit einem kleinen Steinhaufen bedeckt. Jeder betete auf seine Art, nach seinem Glauben und dachte an diejenigen, mit denen er in den vergangenen drei Jahren zu tun gehabt hatte. Bei Einbruch der Dunkelheit versammelten sich die Archäologen um das Feuer herum. Die Nächte waren kühl, und es blieb ihnen nichts mehr, um sich vor der Kälte zu schützen. Einer übernahm die Nachtwache, während die anderen in der Nähe der Glut schliefen.

Am nächsten Morgen kam das Team den Dorfbewohnern zu Hilfe. Die Kinder waren versammelt worden. Die älteren Frauen des Stammes passten auf sie auf, während die jüngeren alles auflasen, was zum Bau neuer Behausungen dienen konnte. Hier stellte sich die Frage von gegenseitiger Hilfe nicht; sie war selbstverständlich; alle packten an, jeder wusste, was er zu tun hatte. Die einen sägten Holz, die anderen suchten Zweige für die Hütten, wieder andere liefen auf die Felder und versuchten, die Kühe und Ziegen, die der Sturm nicht getötet hatte, einzufangen.

In der zweiten Nacht empfingen die Dorfbewohner die Mitglieder des Archäologenteams und teilten mit ihnen ihr dürftiges Mahl. Trotz der Verzweiflung und der Trauerzeit, die kaum begonnen hatte, wurde getanzt und gesungen, um den Göttern zu danken, die Überlebenden verschont zu haben.

Die folgenden Tage verliefen ähnlich. Zwei Wochen später trug die Natur zwar noch die Narben der Katastrophe, das Dorf selbst aber schien fast wieder normal. Der Dorfälteste dankte den Archäologen. Keira bat ihn um ein Gespräch unter vier Augen. Die Blicke der Bewohner signalisierten eindeutig, wie wenig sie es schätzten, dass eine Fremde seine Hütte

betrat, der Dorfälteste indes akzeptierte aus Dankbarkeit. Nachdem er die Bitte seines Gastes vernommen hatte, schwor er, bis zu ihrer Rückkehr für Harry, sollte er wieder auftauchen, zu sorgen; im Gegenzug musste sie versprechen, tatsächlich wiederzukommen. Daraufhin gab er ihr zu verstehen, die Unterhaltung sei beendet. Er lächelte, auch wenn Harry sich verstecke, weit könne er nicht sein. In den letzten Nächten hätte ein seltsames Tier, während die Dorfbewohner schliefen, Lebensmittel gestohlen, und die Spuren des Eindringlings hätten Ähnlichkeit mit denen eines Jungen.

Vierzehn Tage nach dem Sturm versammelte Keira ihr Team um sich und kündigte an, es sei Zeit, Afrika zu verlassen. Das Funkgerät war zerstört, sie mussten sich alleine durchschlagen. Zwei Möglichkeiten boten sich ihnen: Sie konnten bis zu dem kleinen Ort Turmi laufen und dort mit etwas Glück ein Fahrzeug auftreiben, das sie in die Hauptstadt im Norden bringen würde. Der Weg nach Turmi war gefährlich, es gab keine Straße im eigentlichen Sinne, man müsste fast klettern, um gewisse Passagen zu überwinden. Die andere Option war, auf dem Fluss stromabwärts zu fahren. Innerhalb weniger Tage würden sie den Turkana-See erreichen. Wenn sie ihn überqueren, würden sie nach Lodwar auf der kenianischen Seite gelangen, wo sich ein kleiner Flugplatz befand. Windige Maschinen versorgten die Region regelmäßig mit Lebensmitteln. Irgend ein Pilot würde sich am Ende schon bereit erklären, sie mit an Bord zu nehmen.

»Der Turkana-See, großartige Idee!«, rief ein Mitarbeiter spöttisch.

»Möchtest du lieber die Berge raufkraxeln?«, fragte Keira genervt.

»Vierzehntausend – so viele Krokodile wimmeln in etwa in



Marc Levy

**Am ersten Tag**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-37658-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2012

Zwei Menschen auf der Suche. Zwei Schicksale, die sich kreuzen. Ein Geheimnis, das alles verändern wird ...

Wo erwacht der Morgen? Wo endet die Nacht? Er ist Astrophysiker und sucht den ersten Stern. Sie ist Archäologin und sucht den ersten Menschen. Zusammen finden sie einen rätselhaften Stein, der sie für immer aneinanderbinden wird. Doch jemand will um jeden Preis verhindern, dass sie das Geheimnis lüften, denn es würde unser Wissen über den Ursprung der Welt in Frage stellen. Für die beiden leidenschaftlichen Wissenschaftler beginnt ein gefährlicher Wettlauf um ihr Leben, aber auch um ihre Liebe ...